

## NEMA BALKANA

Zur Ringvorlesung »Les Balkans n'existent pas. Erbschaften im Südosten Europas« an der Universität Basel im Herbstsemester 2013

Anna HODEL  
(Universität Basel)

Den Balkan gibt es nicht, behauptete die Ringvorlesung »Les Balkans n'existent pas. Erbschaften im Südosten Europas«, die im Herbstsemester 2013 an der Universität Basel durchgeführt wurde. Hierbei ging es nicht darum, sich vom Balkan abzugrenzen, wie das etwa einige Stimmen in Kroatien und Slowenien beim EU-Beitritt verlautbarten. *Nema (kod nas) Balkana. Mi nismo Balkanci.* Die Negation war auch nicht wie in der klassischen Logik als Verneinung einer falschen Aussage intendiert, die eine wahre entstehen lässt, nämlich, dass der Balkan tatsächlich nicht existiert. *Balkana zapravo – nema.* Eher ging es bei dem Titel der Ringvorlesung um eine philosophische Negation im Sinne Hegels, der mit der Negation als dialektischer Aufhebung die »innere Selbstbewegung eines Inhalts« meinte.

Konkret spielt der Titel auf den Slogan an, den die Schweiz bei der Weltaus-

stellung in Sevilla 1992 zum Aushängeschild ihres Pavillons machte: »La Suisse n'existe pas.« Dieses Ereignis markierte einen Wendepunkt im Schweizer Selbstverständnis. Man hatte gerade 700 Jahre Eidgenossenschaft gefeiert (700 Jahre seit dem historisch umstrittenen Bundesbrief von 1291 als Gründungsdokument der Schweizer Eidgenossenschaft) und etwa zur gleichen Zeit die »Fichen-Affaire« aufgedeckt, die den Schweizer Bundesstaat in breit angelegte staatliche Überwachungsmaßnahmen gegenüber der eigenen Bevölkerung verwickelt zeigte. Der Slogan sorgte damals für kontroverse Debatten: für inspirierend hielten ihn die einen, für »Hochverrat am Schweizer Gedankengut« die anderen. Den für Sevilla verantwortlichen Akteuren ging es indes gerade um die Kontroverse. Der Mythos Schweiz mit seinen schokola-

digen bzw. käsigen Neutralitäts- und Banken-Klischees sollte dergestalt ausgestellt werden, dass statt oder neben ihm auch andere, ungewohntere, vielseitigere Geschichten Platz hätten. Die Schweiz, die es nicht gibt, sollte neu beschrieben werden können.

Nicht weniger hatte sich das Organisationsteam der Basler Ringvorlesung, Martina Baleva und Boris Previšić, vorgenommen. Martina Baleva, Assistenzprofessorin am Basler Kompetenzzentrum »Kulturelle Topographien Osteuropas im 19. und 20. Jahrhundert«, ist Expertin für Kunst-, Bild- und Mediengeschichte Osteuropas, speziell des Balkans und des (post)osmanischen Raums. Boris Previšić, Assistent an der Basler Germanistik, ist Spezialist für interkulturelle Literaturwissenschaft, für Raum- und Präsenzkonzeptionen in Literatur und Musik sowie für die literarischen Topographien der Jugoslawienkriege. Die Verneinung eines bestimmten Bildes, so Previšić auf die Frage nach dem Ziel der Reihe, mache die Freilegung von verschiedenen Facetten, verschiedenen Definitions- und Sichtweisen möglich. Die Ringvorlesung sei als Hinterfragung gedacht: der Raum sowie der Diskurs »Balkan« solle auf die Probe gestellt werden. »Nicht, es ist nicht, sondern es ist nicht nur, es ist auch noch anders, es ist in der Pluralität«, bringt es Previšić auf den Punkt. Auf die Frage, ob die Schweiz für den Balkan bzw. für die Balkanvorlesungsreihe über den titelgebenden Slogan hinaus weitere Vorbildwirkung entfalten könne, meint Previšić, dass die finanziell saturierte Schweiz im Sich-Hinterfragen privilegiert sei, dass aber die Schweiz tatsächlich nur so sein könne, wie sie sei, weil sie so multipel sei. Ohne Genf wäre die Schweiz nicht die Schweiz. Und was wäre sie ohne die italienischen und rätoromanischen Teile? Mit der Betonung der Vielfältigkeit solle keine Jugonostalgie befördert werden, das sei nicht die Absicht. Ziel sei stattdessen, den postjugoslawischen bzw. postosmanischen Raum einer möglichst

breiten Multiperspektivik auszusetzen, sowie die eurozentristischen Perspektiven mit nichtwestlichen Blicken zu konkretisieren.

Diese anspruchsvolle und vielleicht sogar etwas utopische Aufgabe meisterte die Ringvorlesung erstaunlich gekonnt. Nachdem Martina Baleva und Boris Previšić in ihrer gemeinsamen Einleitung den »Balkan« enzyklopädisch, geographisch, diskurstheoretisch und räumlich-zeitlich für die verschiedenen anderen Blicke geöffnet, die Kategorie »Balkan« als räumliche und zeitliche Einheit dekonstruiert hatten, versammelten sie eine Reihe von Spezialistinnen und Spezialisten aus verschiedenen Disziplinen, die neue geographische, historische, kulturelle und soziologische Perspektiven auf den Balkan suchten. Oft gingen sie aus vom »Balkan« als Stereotyp, um am Schluss beim »Balkan«, den es nicht gibt, zu landen. Einige von diesen Aufhebungen und Verschiebungen seien hier genauer betrachtet.

Eines der populären Vorurteile gegenüber dem »Balkan« ist die Rückständigkeit – in Bezug auf den fortschrittlichen »Westen«. Dass solche Urteile immer von einer spezifischen (westlichen) Perspektive abhängen, ist klar; wie von dieser Perspektive Abstand genommen werden kann, vielleicht weniger. Karl Kaser vom Zentrum für Südosteuropastudien der Universität Graz wollte genau das versuchen. Er sprach sich in seinem Beitrag für eine dezentrierte Theoriebildung der visuellen Kulturen aus und umriss thesenhaft eine Forschungsrichtung, die im wahrsten Sinne des Wortes neue Bilder des »Balkans« versprach. Denn Bilder werden nicht nur *vom* sondern auch *im* Balkan gemacht. Ohne die multiple Region des Balkans zu essentialisieren, gab Kaser zu bedenken, dass die heutige »visual theory« stark von westlichen Bildtraditionen und -theorien geprägt sei und deshalb auf die visuellen Kulturen anderer Weltgegenden automatisch defizitorientierte Blicke generiere. Er schlug stattdessen vor, die Bildtraditionen der südosteuropäischen Gesellschaften

ten stärker aus sich heraus in den Blick zu nehmen und sie in eine dezentrierte Theoriebildung miteinzubeziehen. So war beispielsweise im christlich-orthodox, islamisch und jüdisch geprägten Bildverhältnis keine mechanische Reproduktion von Bildern vorgesehen, da diese einen sakralen Status besaßen. Aus ebenfalls religiösen Gründen wurde in der Ikonenmalerei der Zentralperspektive vor der Betrachterperspektive den Vorzug gegeben und die Dreidimensionalität abgelehnt. Diese und weitere Elemente können für die Untersuchung der visuellen Kulturen Südosteuropas auch heute noch von Belang sein, gerade wenn die säkularisierten Gesellschaften seit dem Ende des Sozialismus eine starke Wiederbelebung ihrer Kirchen erleben.

Eine andere interessante These in Bezug auf die Balkanbilder präsentierte Kaser als Ergänzung zu den Forschungen Maria Todorovas. Im Moment eines wichtigen Kristallisationspunktes des ›Balkanismus‹, nämlich während der Balkankriege 1912–13, als sich die Vorurteile vom blutigen, grausamen, gewalttätigen Balkan festigten, spielten die journalistischen Kriegsbilder eine immense Rolle. Sie fanden im europäischen Publikum, das in Bezug auf Kriegsphotografie noch unerfahren war, Anerkennung und Verbreitung als scheinbar ›wahre‹ Bilder. Überhaupt müsste der Frage nachgegangen werden, wie gerade Bilder den westlichen ›Balkanismus‹ beförderten, vor welchem Hintergrund sie entstanden und mit welche technischen und gesellschaftlichen Entwicklungsmomenten sie zusammenfielen.

Die Meisterin der Balkan-Negierung (im obigen Sinne) trat sodann selber auf. Autorin des zentralen Werkes *Imagining the Balkans*, das dem berühmten Ausspruch von Hermann Keyserling nachgeht: ›Wenn es den Balkan nicht gegeben hätte, hätte man ihn erfinden müssen‹, eröffnete ihren Vortrag über die Hartnäckigkeit der Mental Map ›Balkan‹ mit einer Europa-Negierung (ebenfalls im

obigen Sinne). Europa bestehe, so Maria Todorova, aus markierten wie aus unmarkierten Kategorien: markiert heißt anders, unmarkiert heißt normal. Damit ist der Begriff Europa eindeutig hierarchisch und beansprucht als Wertesystem eine Art Göttlichkeit. Wer die markierte Region darstellt, erübrigt sich zu sagen.

Um dem Diskurs des ›Balkanismus‹ beizukommen, seien strukturelle Analysekategorien wie Grenzen, Raum, Territorialität oft zu statisch, fuhr Todorova weiter. Sie verwies stattdessen auf das Konzept des historischen Vermächtnisses (›historical legacy‹), das den Vorteil biete, den Dynamiken und dem Fluss historischen Wandels begegnen zu können. Verschiedene historische Vermächtnisse – politische, religiöse, kulturelle, ethnische oder soziale – prägten und prägen den Balkan, sich oft synchron überlagernd. Dabei unterscheidet Todorova zwischen einem Vermächtnis als Kontinuität und einem als Wahrnehmung. In den Bereich der Wahrnehmung wird ein kontinuierliches Vermächtnis verschoben, wenn eine historische Situation endet, wie z.B. jene des Sozialismus. Von den zwei wichtigsten politischen Vermächtnissen, dem Byzantinischen und dem Osmanischen, ist das Osmanische für den Stereotyp ›Balkan‹ am entscheidendsten; es vermischt sich aber mit anderen, mit kontinuierlichen und wahrgenommenen, sodass der Denkansatz des historischen Gedächtnisses tatsächlich geeignet scheint, Südosteuropa nicht als räumliche und zeitliche Einheit wahrzunehmen, sondern es in vielgestaltige, sich überlappende Vorstellungsrahmen einzubetten.

Einen wichtigen Beitrag zur Ringvorlesung lieferte eine Referentin, die weniger mit wissenschaftlich-methodologischen Überlegungen zur ›Balkan‹-Negierung aufwartete, sondern – wie die Schweizer Akteure damals in Sevilla – die Kunst selbst in den Vordergrund stellte: Denn es ist ja nicht so, dass das Metier der ›Balkan‹-Negierung (im obigen Sinne) nur (westlichen) WissenschaftlerInnen vor-

behalten wäre. Tatjana Simeunović vom Slavischen Seminar der Universität Basel, Expertin für Balkanfilm, konzentrierte sich in ihren Ausführungen auf den Film *Dugo putovanje kroz istoriju, historiju i povijest* (2010) des serbischen Regisseurs Željko Mirković. Der dokumentarische Roadmovie zeigt die Schriftsteller Miljenko Jergović aus Zagreb und Marko Vidojković aus Belgrad, die zusammen in einem Yugo auf dem ›Autoput bratstva i jedinstva‹ von Slowenien bis nach Mazedonien fahren und auf ihrer Reise den verschiedenen, oft divergenten und konfliktbehafteten Interpretationen der gemeinsamen jugoslawischen Geschichte nachgehen. Ob sie unter Denkmälern stehen oder in Schulklassen Geschichtsunterricht mitanhören – den Film hält Simeunović völlig zu Recht für wichtig, weil er dem wertefreien und offenen Dialog, der Konfrontation und der (künstlerischen) Verschiebung Raum öffnet.

Neben methodologischen und künstlerischen Ansätzen waren in der Vorlesungsreihe einige historische vertreten, von denen zwei besonders aufschlussreich waren. Daniel Ursprung vom Historischen Seminar der Universität Zürich nahm in seinem Vortrag einen historischen Vergleich vor, den man so noch nicht gesehen hatte: den Vergleich zwischen Rumänien und Albanien als zwei Randzonen Südosteuropas, die geradezu archetypisch die Vorurteile über den ›Balkan‹ verkörpern. Beide teilen sie das historische Erbe (bzw. Vermächtnis) des osmanischen Reiches und des Sozialismus, und trotzdem, wie Ursprung zeigte, formte sie das nicht zu einer homogenen Geschichtslandschaft Südosteuropa. Wichtig in dem Zusammenhang ist die Problematisierung des imperialen Raumes, der nicht territorial wie etwa ein Nationalstaat, sondern über Einflusszonen funktioniert. Die interessante Frage, inwiefern ein imperialer Raum sich auch in einem imperialen Diskurs niederschlägt (und der ›Balkanismus‹ einen solchen darstellt), wurde für weitere Forschungen

offengelassen; Raumkonzepte allgemein zu hinterfragen, offenbarte sich indes als ein Weg, den es sich lohnt weiter zu beschreiten.

Maurus Reinkowski vom Seminar für Nahoststudien der Universität Basel nahm als Spezialist für das Osmanische Reich in seinem Vortrag eine osmanische Perspektive auf den Balkan ein, was für viele Anwesende eine Überraschung bot. Der Balkan war für das Osmanische Reich nämlich kein Randgebiet, sondern eine Kernregion. Mit dem Verlust der Balkangebiete im 19. und frühen 20. Jahrhundert wird Rumelien, wie dieser Raum im osmanischen Kontext genannt wurde, aus osmanischer Perspektive zu einem Begriff für vergangene Größe und verlorene Heimat. Der Begriff ›Balkan‹ selbst begann für die Osmanen erst nach dem Berliner Kongress eine Rolle zu spielen. Und zwar: Der Balkan als das, was man verloren hat. Eine geradezu seitenverkehrte Sichtweise.

Mit einem der letzten Vorträge, der thematisch nicht auf dem Balkan sondern in der Schweiz verortet war, schloss sich der Kreis bzw. der Ring der Vorlesungsreihe. Samuel M. Behloul von der Schweizer Bischofskonferenz Migratio bestätigte nochmals die Fruchtbarkeit des Titels, indem er ihn für sein Thema der Religion und der (De)Konstruktion von Diaspora adaptierte: »L'islam n'existe pas (en Suisse)«, postulierte er zu Beginn seines Vortrags über in der Schweiz lebende MigrantInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien. Behloul ging der Frage nach, wie der Islam-Diskurs in der Schweiz nach dem 11. September mit dem ›Balkanismus‹-Diskurs zu interferieren begann und wie sich diese Interferenzen auf die Selbstwahrnehmung von MigrantInnen auswirkten.

Es stammen 56% der Schweizer Musliminnen und Muslime aus Ex-Jugoslawien, während 22% aus der Türkei, 15% aus Schwarzafrika und Asien, und 7% aus dem Maghreb und dem Nahen Osten kommen. Nach 9/11 wurde der Is-

lam immer stärker als außereuropäische Religion wahrgenommen – ein Widerspruch (betrachtet man nur schon obige Statistik), dem die europäischen muslimischen MigrantInnen in der Schweiz mit verschiedenen Strategien begegneten. Die BosniakInnen etablierten (ziemlich erfolgreich) den bosnischen Islam als Modell eines gemäßigten, friedlichen, auf Dialog ausgerichteten Islams. Sie nahmen eine Kulturalisierung bzw. Ethnisierung von Religion vor, wobei die (bosnische) Kultur als Schutzmoment vor religiösem Radikalismus diene. Die MigrantInnen mit (kosovo)albanischem Hintergrund gingen gegenteilig vor. In ihrer Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung lässt sich eine Ent-Kulturalisierung oder eine De-Ethnisierung von Religion feststellen. Dies hat mit der vollends reduzierten schweizerischen Wahrnehmung der albanischen Bevölkerung als krimineller junger Männer zu tun. Ihnen diene der ›echte‹ Islam deshalb als Schutz gegen unzeitgemäße ›albanische‹ Sitten und Bräuche, wie Kriminalität oder Blutrache.

Nochmals anders, so Behloul, positionierte sich vor diesem Hintergrund die kroatische Diaspora in der Schweiz. Im kroatischen Diaspora-Bewusstsein stellte Behloul ein doppeltes Distanzverhält-

nis fest: einerseits zur schweizerischen (katholischen) Kirche, die nicht authentisch genug sei, andererseits aber auch zum Herkunftskontext, dem gegenüber Behloul unter den KroatInnen eine Art Überlegenheitsgefühl wahrzunehmen glaubt. Der Heimkehrermythos, der unter den Gastarbeitenden noch stark gewesen war, sei durch das Gefühl ersetzt worden, man sei hier moderner und moralisch-kulturell dem Herkunftsland überlegen, womit sich eine Art Mikrokosmos der kroatischen Diaspora herausbilde. Abschließend stellte Behloul fest, dass die prinzipiell exterritorialen Weltregionen gerade in der Diaspora durchaus territoriale Dimensionen erlangen.

Damit endete die Vorlesungsreihe, die als Teil des Basler Kulturfestivals *Culturescapes* mit dem diesjährigen Schwerpunkt Balkan nicht nur Universitätsangehörige sondern ein breites Publikum ansprechen konnte. Es bleibt zu hoffen, dass die Bemühungen von Martina Baleva, Boris Previšić und allen anderen Mitwirkenden um den ›Balkan‹, den es nicht gibt, nicht folgenlos bleiben. Und im Übrigen: *Ce rapport n'existe pas*. Vielleicht versuchen Sie sich gelegentlich selber in etwas ›Balkan‹-Negation?